

Alix E. Harrow
Die Legende von Una Everlasting



ALIX E. HARROW

Die
LEGENDE
von UNA
EVERLASTING

ROMAN

Aus dem Englischen
von Peter Beyer

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel
»The Everlasting« bei Tom Doherty Associates / Tor Publishing Group.
Tor® is a registered trademark of Macmillan Publishing Group, LLC.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2026

© der Originalausgabe

2025 by Alix E. Harrow

Published in agreement with the author,

c/o BAROR INTERNATIONAL, INC., Armonk, New York, U.S.A

© der deutschsprachigen Ausgabe 2026

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, D-81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH, München,

unter Verwendung der Motive von Shutterstock

(An Ya; letovsegda; Sorry) und Arcangel (Malgorzata Maj)

Illustrationen im Innenteil: © Alice Cao

Redaktion: Eva Wagner

AB · Herstellung: ik

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN: 978-3-442-30275-8

www.goldmann-verlag.de

Für Nick, wieder und immer

Immer wieder, ob wir der Liebe Landschaft auch kennen
und den kleinen Kirchhof mit seinen klagenden Namen
und die furchtbar verschweigende Schlucht, in welcher die anderen
enden: immer wieder gehn wir zu zweien hinaus
unter die alten Bäume, lagern uns immer wieder
zwischen die Blumen, gegenüber dem Himmel.

Rainer Maria Rilke

DER
ERSTE TOD
VON
UNA
EVERLASTING

UNA UND DIE EIBE



Es beginnt dort, wo es endet: unter der Eibe.

Die Eibe steht im Wald wie eine mächtige, in die Jahre gekommene Königin, die Glieder vom Alter gezeichnet, das Haupt gebeugt vom Gewicht ihrer Krone. In der schuppigen Borke ihres Stammes ist das Gesicht einer Frau zu erkennen, mit nässenden Geschwüren anstelle von Augen, und in ihrem Kernholz steckt ein Schwert, das so tief hineingetrieben wurde, dass nur noch das Heft zu sehen ist. Du kennst den Namen dieses Schwertes bereits, denke ich. Wer kennt ihn nicht?

Es heißt, die Zeit verlief eigenartig unter der Eibe. Es heißt, dort, zwischen den verschlungenen Wurzeln, gehe vieles verloren: Jahre, Herzen, Leben. Aber es heißt auch, dort finde sich so manches: Schicksale und Glücksfälle, Anfänge und Abschlüsse.

Und einmal ein Neugeborenes. Auch seinen Namen kennst du – zumindest einen seiner Namen.

Die Kleine war noch rosafarben und zahnlos, als der Holzfäller sie fand, und er machte sich Sorgen um das Baby. Das wäre nicht nötig gewesen, denn es wuchs schnell und kräftig heran, wie es wilden Wesen zu eigen ist.

Als kleines Kind war sie ein wahrer Wildfang, die Fingerspitzen ständig mit dem Saft von Beeren befleckt, das Haar hell und feenhaft wie Löwenzahnschirmchen. Als junges Mädchen wurde sie ernsthafter, erforschte den Wald, wie ein Heiliger das Wort erforschen würde. Der Wald lehrte sie alles.

Sie lernte zu laufen wie ein Hirsch und sich lautlos zu bewegen wie ein Habicht, zu pirschen und zu schwimmen, zu ringen

und zu pfeifen, so vollständig eins zu werden mit dem Wald, dass selbst ihr eigener Vater sie nicht finden konnte, und so sauber zu töten, dass nur ein Bündel Fell zurückblieb und der metallische Geruch von blutigen Eingeweiden.

Sie war stark, und sie war hochmütig in ihrer Stärke. Sie war eine junge Löwin, eine Kind-Königin, eine Herrscherin über die wilden Wälder.

Und doch war sie ein Niemand. Sie war nichts, Tochter von niemandem, Erbin von nichts. Sie war nur eine der unzähligen unscheinbaren kleinen Bewohner von Dominion, deren Name nur deshalb nicht in Vergessenheit geraten würde, weil niemand ihn jemals erfahren hatte. Sie würde als Heidin sterben, ungetauft und ohne Beichte, sodass selbst Gott sich nicht an sie erinnern würde.

Doch dann kam ihr zwölfter Winter und mit ihm der Brigand Prince.

Sie war fort, als es geschah. Vielleicht sammelte sie gerade Federn für ihre Pfeile oder zog einem Hasen das Fell ab. Von Bedeutung ist nur, dass sie so weit von der Hütte ihres Vaters entfernt war, dass sie das Klappern der eisenbeschlagenen Hufe und die Schreie nicht hören konnte.

Als sie zur Hütte zurückkehrte, war das Feuer erloschen und ihr Vater tot.

Sie hatten alles mitgenommen – die Muttersau, die Salzkiste, die beiden Äxte, die ihr Vater über dem Herd aufbewahrte –, also ging sie zur Eibe.

Sie legte beide Hände um das Heft des Schwertes, das dort schon so lange gewartet hatte, dass die Borke um die Klinge herum aufgequollen und schrundig war.

Schon damals kursierten Gerüchte über dieses Schwert, aber sie hatte nichts davon vernommen. Sie hatte die Erzählungen über eine uralte Klinge nicht gehört, die weder stumpf wurde noch zerbrach oder rostete, sondern immer scharf und glänzend

blieb. Sie hatte nichts von der Prophezeiung gehört, derzufolge das Schwert nur in der dunkelsten Stunde des Landes von seinem rechtmäßigen Krieger gezogen werden könne.

Sie wusste nur, dass ihr Vater tot war und dass sich das Heft des Schwertes in ihrer Hand anfühlte wie der Händedruck eines alten Freundes.

Und so zog sie voller Trauer und frisch entfachteter Wut das Schwert aus dem Stamm der Eibe.

Noch in derselben Nacht holte sie den Brigand Prince und seine Gefolgsleute ein, indem sie ihren Spuren im Neuschnee folgte. Als sie auf die Männer stieß, saßen diese mit vollgeschlagenem Bauch dösend um ihr Feuer, ihre Bärte glänzend von Schweinefett. Sie hätte ihnen in aller Stille die Kehlen durchschneiden können – sie hatte gelernt, sich so leise heranzuschleichen wie ein Fuchs –, aber sie war hochmütig und wütend, also rief sie sie zuerst an und ließ es zu, dass sie ihre Schwerter aus den Scheiden und ihre Lanzen aus den Satteltaschen zogen.

Dann aber stürzte sie sich auf sie wie eine Wölfin, ein Raubwürger, ein schrecklicher Todesengel.

Als sie fertig mit ihnen war und wieder Stille im Wald herrschte, war der Schnee nicht mehr weiß.

So erblickte die Königin – die noch nicht die Königin war, sondern nur eine vom Brigand Prince gefangen genommene Königstochter – sie zum ersten Mal: ein rot durchnässtes Mädchen inmitten eines rot durchnässten Kreises, die Handgelenke unter dem Gewicht eines Schwertes gekrümmt, das seit hundert und aberhundert Jahren nicht mehr geführt worden war.

Die Königin, die noch nicht Königin war, erhob sich und trat auf sie zu, und das Mädchen erbebte, weil diese Frau so wunderschön und vornehm war und weil sie selbst diese Männer so mühelos, beinahe freudig getötet hatte. Ihr Körper fühlte sich scharf und klobig an, wie ein Messer ohne Griff.

Die Königin fragte: »Wer bist du?«

Und das Mädchen antwortete: »Niemand.«

Die Königin fragte: »Zu wem gehörst du?«

Und das Mädchen erwiderte kummervoll: »Zu niemandem.«

Die Königin kniete nieder und strich dem Mädchen über das Haar, ohne sich darum zu scheren, dass sie dadurch ihre Hand beschmutzte, und das Mädchen spürte, wie diese Berührung ihre Angst verfliegen ließ. Sie dachte, dass sie nichts dagegen hatte, ein Messer zu sein, solange es diese Hand war, die das Messer führte.

»Aldann«, sprach die Königin, die noch nicht Königin war, »willst du mein sein?«

»Ja«, flüsterte das Mädchen und meinte es mit ihrem ganzen jungen, gebrochenen Herzen.

Also nahm die Frau, die sehr bald Königin sein würde – denn das Erlangen der Königswürde war ihr angestrebtes Ziel –, dem Mädchen das Schwert aus der Hand und bedeutete ihr, sich niederzuknien und den Kopf zu senken. Sie fragte das Mädchen, ob sie bei ihrem guten rechten Arm, bei ihrem linken Arm, bei ihrem Leben und bei ihrem Tod schwöre, niemand anderem als ihrer Königin zu dienen, und sie legte die flache Seite der Klinge einmal auf jede Schulter des Mädchens und einmal auf ihren Nacken.

Das Mädchen gelobte dreimal: »Ich schwöre es.«

»Dann erhebt Euch, Sir Una«, befahl die Königin, denn dieser Name bedeutete »nur«, und sie wusste bereits, dass es nie wieder jemanden wie sie geben würde.

Im Laufe der Jahre erhielt Una weitere Namen. Sie wurde die Kriegerin der Königin, die Rote Ritterin, die Heilige Jungfrau, die gezogene Klinge von Dominion. Sie wurde Sir Una Everlasting, Heldin und Vorbild, und sie raste durch die Geschichte wie ein Komet mit leuchtendem Schweif.

Sie wurde eine Legende.

Die meisten Legenden sind Lügen, hübsch erdachte Geschichten, die dazu dienen, die Kinder an langen Winterabenden zu unterhalten. Aber ich, der ich so viele Meilen an ihrer Seite ritt und so viele Nächte zu ihren Füßen schlief, ich, der ich zeitlebens ihr Schatten war und nach ihrem Tod für immer ihr Echo – ich bin kein Lügner.

Ich werde nicht allzu viel Zeit mit jenen Geschichten verschwenden, die bereits erzählt und nacherzählt wurden, gehandelt wie Münzen in jedem Saal und in jeder Schänke. Jeder hat die Erzählung von Una und den Falschen Königen gehört, vom Erringen der Krone und vom Ersten Kreuzzug, der Dominion in seiner Gänze ins Licht des Erlösers rückte. Jeder weiß, wie ihre Legende begann, unter der Eibe.

Aber kommt zusammen, all ihr treuen Seelen von Dominion ...

Und ich werde euch erzählen, wie sie endet.

Auszug aus: »Der Tod von Una Everlasting«

übersetzt von Owen Mallory

Eingang 17.8.

z. Hd.: Prof. Owen Mallory

WÄRE DER FUND DES JAHRHUNDERTS WÄRE ES NICHT
EIN HAUFEN MIST WAS ES NATÜRLICH IST

Prof. Gilda Sawbridge

Gesendet 17.8.

z. Hd.: Prof. Gilda Sawbridge

ANALYSE LEGT NAHE, DASS ES SICH ZUMINDEST UM
EINEN SEHR ALTEN HAUFEN MIST HANDELT MAAM

Owen Mallory

Eingang 17.8.

z. Hd.: Prof. Owen Mallory

KOMMEN SIE MIR NICHT MIT MAAM SIE [ZENSIERT]
ICH HABE EIN HÜBSCHES SÜMMCHEN FÜR DIESES
WORT BEZAHLT DIE [ZENSIERT] FASCHISTEN
SOLLTEN ES BESSER NICHT ZENSIEREN TREFFPUNKT
MORGEN AM BAHNHOF

Prof. Gilda Sawbridge

Eingang 18.8.

z. Hd.: Prof. Owen Mallory

WO ZUM [ZENSIERT] SIND SIE MALLORY? WENN ES
UM MEINEN KOMMENTAR ÜBER DIE FASCHISTEN GEHT
WAR NUR EIN SCHERZ GOTT SCHÜTZE UNSERE JUNGS
IN ROT USW

Prof. Gilda Sawbridge

Eingang 20.8.

z. Hd.: Mallory

NA DANN VIEL GLÜCK DA DRAUSSEN, JUNGE,
MACHEN SIE SICH STICHHALTIGE NOTIZEN
FÜR MICH KEINE AHNUNG WOHIN SIE GEGANGEN
SIND ODER WARUM ABER ICH WEISS DASS SIE
IRGENDWANN ZURÜCKKOMMEN WERDEN DA SIE NOCH
SECHS ÜBERFÄLLIGE BÜCHER ABZUGEBEN HABEN

Gil

1

AN EINEM TAG einige Jahre nach dem Krieg kam während der Nachmittagsstunden – die ich normalerweise dafür nutzte, mir auszumalen, wie ich mein Manuskript verbrenne und aufs Land ziehe, um Ziegen zu züchten – mit der Post ein Buch.

Das war an sich nichts Außergewöhnliches. Die meisten Mitglieder des Instituts für Geschichte am Cantford College erhielten so viele Bücher mit der Post, dass ihr Büro von architektonisch fragilen Büchertürmen vereinnahmt worden war, die einstürzen würden, wenn jemand in ihrer Nähe zu heftig ausatmete.

Bei diesem speziellen Buch verhielt es sich jedoch anders, denn sämtlichen Archäologen, Historikern, Mediävisten, Linguisten, Antiquaren, Archivaren und sogar den meisten Verschwörungstheoretikern zufolge, die ich jemals konsultiert hatte, existierte dieses spezielle Buch gar nicht.

Zugegeben, ich hegte womöglich gewisse Fantasien, dass ich sie eines Tages eines Besseren belehren würde. Ich stellte mir möglicherweise vor, wie ich eine schon seit Ewigkeiten in Vergessenheit geratene Gruft öffnete oder in eine Katakombe hinabstieg, dabei vielleicht eine Fackel hochhielt und zu niemand Bestimmtem flüsterte: Bei Jupiter, ich habe ihn gefunden.

Aber ich befand mich weder in einer Gruft noch in einer Katakombe.

Ich saß an meinem stinknormalen Schreibtisch in meinem stinknormalen Büro, das mir das Institut erst im letzten Semester zugeteilt hatte, so wie man einem Streuner, den man lange genug

durchgefüttert hat, einen Namen gibt. Der Himmel draußen leuchtete in einem stinknormalen Spätsommerblau.

Und ich hielt die größte historische Entdeckung des Jahrhunderts in den Händen, vielleicht sogar des Jahrtausends.

Ich hätte weinen wollen. Ich hätte lachen wollen. Am liebsten hätte ich das Buch aufgeschlagen und wäre mit den Fingerspitzen über die Seiten gefahren, um mir zu beweisen, dass es real war, und ich selbst auch. (Davon hielt mich eine verbliebene, aber immer noch starke Angst vor der Archivarin des Colleges ab, die in ihrer Schreibtischschublade Daumenschrauben aufbewahrte, eigens für Leute, die altes Papier anfassten, ohne sich vorher die Hände zu waschen.)

Stattdessen flüsterte ich mit einem Anflug von Hysterie: »Bei Jupiter, ich habe ...«

»Mallory, altes Haus?«

Eine nach Geldadel klingende, übertrieben laute Stimme, Schritte, als marschierte jemand auf einem Festumzug – das konnte nur Jeremy Harrison sein, der andere Dozent in meinem Fachbereich.

Ich geriet in Panik, wie es mir schon seit Langem in stressigen Situationen widerfuhr. Ich wickelte das Buch wieder ins Packpapier, machte mich an der obersten Schublade meines Schreibtischs zu schaffen, die immer klemmte, wenn sie feucht war – was sie immer war –, stopfte mir das Buch schließlich vorne unters Hemd und zog die Schultern hoch, um die Ausbuchtung zu verbergen.

Dabei handelte ich aus rein beruflicher Habgier, fürchte ich: Es gab nur eine einzige Stiftungsprofessur für Middle Dominion Studies, und Harrison strebte sie mit der unermüdlichen Leidenschaft von jemandem an, der Bewunderung und Reichtum für sein Geburtsrecht hielt, während ich sie mit der unermüdlichen Leidenschaft von jemandem anstrebte, der weder das eine noch

das andere kennt und sich für einen Vorgeschmack davon sogar Kugeln einfangen würde.

Wer immer dieses Buch entdeckte – das Buch, dessen Ecken sich gerade in meine Rippen bohrten –, würde mehr als nur einen Vorgeschmack davon bekommen.

»Da sind Sie ja.« Harrison bog um die Ecke und lehnte sich lässig gegen den Türrahmen, wobei er wie immer so aussah, als wäre er einem Gemälde von einer Fuchsjagd entsprungen. »Wie geht es mit dem Buch voran?« Diese Frage stellte er mir zwei- oder dreimal pro Woche, denn im Grunde genommen war er ein Mistkerl, der sich am Leiden anderer weidete.

»Gut. Wunderbar.« Meine Stimme klang dünn und kratzig, unangenehm hoch. Ich versuchte, mich nicht darüber zu ärgern, denn der Feldscher hatte mir erklärt, ich könne von Glück reden, dass ich überhaupt noch eine Stimme hatte oder auch nur einen Puls. »Aber ich wollte gerade gehen, entschuldigen Sie mich also.« Mit immer noch hochgezogenen Schultern stand ich auf und huschte wie eine arthritische Krabbe um meinen Schreibtisch herum.

»Natürlich, natürlich. Es läge mir fern, mich zwischen einen Kriegshelden und seine Pflicht zu stellen«, verkündete Harrison so fürsorglich wie gehässig. Die Everlasting Medal of Valor war die einzige Auszeichnung, die ich jemals bekommen hatte und Harrison nicht. Ich sehnte mich danach, es ihm auf die Nase zu binden, aber da die ganze Sache eine verdammte Farce war, konnte ich es nie wirklich tun.

Ich brachte ein heiseres »Ha, ha!« hervor und rannte davon, wie der Feigling, der ich immer war und immer sein würde.

Ich wartete, bis ich in der Bahn nach Hause saß – nach wie vor in stark gekrümmter Haltung, als würde ich ein Kleinkind schmuggeln oder an Darmverstimmung leiden –, bevor ich das Päckchen unter meinem Hemd hervorholte.

Auf der Verpackung stand weder eine Absenderadresse, noch gab es einen Eingangsstempel. Nur mein Name, Owen Mallory, und die Adresse der Campus-Poststelle, geschrieben in einer Allerweltshandschrift. Ich hätte mir zumindest ein bisschen Sorgen machen müssen, dass das Ganze ein ausgeklügelter Streich von Harrison war, um mich in Verlegenheit zu bringen, doch ich empfand nur eine wachsende, berauschte Freude. Als wäre mein ganzes Leben bis jetzt eine Art trostloses, schmachvolles Auf und Ab gewesen, wie das Paddeln eines Hundes, das durch alles, was als Nächstes passieren würde, wettgemacht werden würde.

Ich zog das Papier ab.

Das Buch war in zwei Holzdeckeln aus dunkelrotem Kernholz gebunden, quer zur Maserung geschnitten, sodass man die Jahresringe des Baumes sehen konnte. Der Buchrücken war mit einer Reihe kunstvoll gearbeiteter Bronzescharniere befestigt, die mit der Zeit eine blaugüne Patina angenommen hatten, und ein wohlbekanntes, kreisförmiges Symbol war tief in das Holz eingebrannt, mit Ruß oder Wineroot gefärbt. Ich fuhr mit zitternder Fingerspitze darüber.

Neben mir saß ein unterernährter Junge von sieben oder acht Jahren und beobachtete mich mit der offenen, ungenierten Art, mit der junge Menschen diejenigen beobachten, die sich unwohl fühlen. Er hatte extrem lange Wimpern, die ihm den sehnsüchtigen, verschlafenen Blick von jemandem verliehen, der mitten aus einem Traum gerissen worden war.

Ich schlug das Buch auf und wies auf die Titelseite. »Kannst du das lesen?«

Der Klang meiner Stimme ließ den Jungen ein wenig zurückschrecken. Dann erwiderte er, vorsichtig, als wäre ich verrückt oder – schlimmer noch – als wolle ich ihm etwas beibringen: »Nein, Sir.«

»Macht nichts, das können nur die Wenigsten.« Die Mittlere

Muttersprache hatte eine frustrierend geringe Ähnlichkeit mit unserer modernen Sprache, fiel mir jedoch immer leicht, wie ein Kindheitsdialekt, den ich nicht gänzlich vergessen hatte. Ich klappte das Buch zu und tippte auf den Einband. »Und wonach sieht das hier für dich aus? Dieses Symbol?«

Artig beugte er sich vor, um es zu betrachten. Sein Haar, in einem unglückseligen gallischen Rotton, war noch so fein, dass es in seinem Nacken eine babyhafte Strähne bildete.

»Eine Eidechse«, verkündete er schließlich. »Oder ein Drache, der seinen eigenen Schwanz frisst.« Den Rest der Fahrt verbrachte er damit, Vorschläge zur Verbesserung des Designs zu machen (Blut, Zähne, Blut, das von den Zähnen tropft usw.), und gestikulierte dabei begeistert. Seine Handgelenke waren mit pinkfarbenen Narben übersät, wie von Schweißfunken oder Asche verursacht. In den Munitionsfabriken wurde derzeit in 24-Stunden-Schichten gearbeitet, und es gab nicht mehr genug erwachsene Männer und Frauen, um die Arbeitsplätze zu besetzen.

Die Bahn bimmelte. Ich erhob mich, und der Junge deutete freundlich mit dem Kopf auf das Buch. »Wie heißt es?«

Ich schwankte, da ich mich am Rande dessen bewegte, was mich vom Niemand zum Jemand machen würde. Es fühlte sich bedeutsam an, ja sogar schicksalhaft. Als ob du über mich gewacht hättest – mich verfolgt, mich geführt, mich dreimal gerettet hättest –, nur damit ich jetzt hier sein konnte, mit deinem Namen auf der Zunge.

Mit seinen langen Wimpern und seinem verträumten Blick schaute der Junge erwartungsvoll zu mir auf. Würde es einen weiteren Krieg geben, wenn er alt genug war, um Soldat zu werden? Würde es deine Geschichte sein – neu veröffentlicht, vielleicht in Leder gebunden, mit meinem Namen in kleiner Schrift auf dem Titel –, die ihn an die Front trieb? Bei diesem Gedanken schwoh etwas schmerzhaft in meiner Brust an. Stolz, entschied ich.

Ich beugte mich näher zu dem Jungen herunter und sagte ihm die fünf Worte, die er nicht lesen konnte, die ich jedoch so mühelos entziffern konnte, als hätte ich sie selbst geschrieben: »*Der Tod von Una Everlasting.*«

Bevor ich aus der Bahn stieg, kramte ich eine Münze aus meiner Brieftasche und warf sie ihm zu. Er fing sie mit seiner kleinen, narbenübersäten Hand auf.

2

ICH WURDE KNAPP zehn Jahrhunderte nach deinem Tod geboren. Als du mir zum ersten Mal das Leben gerettet hast, war ich neun Jahre alt.

Es geschah in der Zwischenkriegszeit, als mein Vater und ich in einem engen grauen Reihenhaus in dem engen grauen Dorf Queenswald lebten, in dem Teil des Landes, in dem einst ein unergründlicher grüner Wald gestanden hatte, der jetzt aber nur noch aus kahlen Hügeln und Tagebauminen bestand.

Als ich an jenem Morgen aufwachte, horchte ich wie jeden Morgen auf das leise Schnarchen meines Vaters. Doch es herrschte Stille im Haus. Ich schnürte meine Stiefel und schlich mich zur Tür hinaus.

Weit war es nicht bis zur Schänke, aber es war noch dunkel und kalt, und mir waren sowohl Dunkelheit als auch Kälte zuwider. Auch verriegelte Türen, große Hunde, das Krachen von Schüssen und der Anblick von Blut waren mir zuwider. Ich wusste, dass dies mädchenhafte, peinliche Anwandlungen waren, deretwegen mich die anderen Jungen auslachten, aber sie hätten mich so oder so ausgelacht, denke ich. Teilweise wegen meines Aussehens – meine Haare und meine Augen sind fast schwarz, und meine Haut, die verdächtig an den Teint eines Hinterlanders erinnert, ist sogar im Winter biergelb –, und teilweise wegen allem anderen an mir.

Ich hatte schmale Schultern, trug eine Brille mit dicken Gläsern, hatte eine schöne Singstimme und eine ordentliche Handschrift, besaß einen Bibliotheksausweis und hatte die besten Noten

in meiner Klasse. Meine Beine waren immer ein wenig zu lang für meine Hosen, und ich weinte oft, manchmal ohne Grund. Ich war ein Angsthase. Eine offene Einladung für andere Jungen – mutigere, lautere Jungen mit rosigen Wangen und gut sitzenden Hosen –, mich im Vorbeigehen absichtlich anzurempeln.

Aber um diese Uhrzeit schliefen diese Jungen noch. Alle schliefen noch, außer der Schankwirtin, die aus unerklärlichen Gründen meinen Vater und mich ins Herz geschlossen hatte. Als ich eintrat, wischte sie gerade die Tische ab und trug dabei ihre jüngste Tochter auf der Hüfte.

»Am Kamin«, sagte sie, und ich nickte.

Mein Vater lag zusammengesunken vor dem Kamin, wie Wäsche, die vom Ständer gefallen war. Es dauerte mehrere Minuten, ihn wachzurütteln, und noch einmal mehrere, um ihn auf die Beine zu bekommen. Während wir uns zwischen den leeren Stühlen hindurchschlängelten, murmelte er mir Dinge zu, nette Dinge wie »Das ist mein Junge« und »Danke« und »Entschuldige, entschuldige«. Ich wusste, dass sich mein Vater oft schändlich verhielt, wusste, dass er zu viel trank, zu viel redete und sich weigerte, an Nationalfeiertagen die Hymne mitzusingen, aber er war nie unfreundlich zu mir. Also hatte ich beschlossen, dass mir alles andere nichts ausmachte.

Die Wirtin stellte einen Korb auf den Tresen, als wir daran vorbeikamen. Sie steckte mir immer etwas zu, übrig gebliebene Pasteten oder aufgetragene Pullover. Ich wusste, dass auch dies beschämend war, aber ihre Pasteten waren sehr lecker, und mein Vater war immer arbeitslos oder kurz davor, es zu werden, also hatte ich beschlossen, dass mir auch das nichts ausmachte.

Ich nahm den Korb. Mein Vater stolperte.

Die Tochter der Wirtin sah ihn mit ihren großen blauen Augen und ihren makellosen strohblonden Locken an – wie aus einer Werbung für die Seifenmarke Dominions Own, wie mein genaues

Gegenteil – und krächte mit der unheimlich klingenden, nachäffenden Art eines Kindes, das Worte nachplappert, die es gehört hat, aber nicht versteht: »Verdammter Feigling.«

Ich hatte das schon zuvor gehört, im Verbund mit Worten wie Überläufer, Verräter und manchmal Deserteur.

Doch an jenem Morgen spürte ich, wie das Wort meinen Vater zurückschrecken ließ, und begriff zum ersten Mal, dass es stimmte. Dass mein Vater etwas sogar noch Schändlicheres war als ein Säufer oder ein Radikaler, etwas so Schreckliches, dass ihm der Gestank davon überallhin folgte und sich in alles einnistete, was er liebte, einschließlich – und das erkannte ich an dem Mitleid in der Miene der Wirtin und an der Art, wie sie ihre kleine Tochter zurechtwies – in mich.

Und so ließ ich meinen Vater, immer noch betrunken, immer noch nette Dinge von sich gebend, dort in der Schänke zurück und rannte davon.

Es war noch immer nicht ganz hell, und die schlammigen Straßen waren über Nacht zu seltsamen Gebilden gefroren, die nach meinen Fußknöcheln langten und sich um sie legten. Ich geriet ins Straucheln und stürzte gegen eine Frau, die einen eleganten Wollmantel trug. Sie reagierte sehr freundlich und bückte sich, um mir zu helfen, den verstreuten Inhalt des Korbs der Wirtin einzusammeln, während ich nach meiner Brille tastete. Sie roch nach Sommer, süß und blumig.

»Armes Ding«, sagte sie, als sie mir den Korb reichte, und ich bedankte mich bei ihr mit vor Scham geröteten Wangen.

Weglaufen, so beschloss ich, war eher ein geistiger Prozess und nicht mit einer bestimmten Geschwindigkeit verbunden, also ging ich, statt zu laufen. Ich ging, bis die gedrungenen Häuser Schafställen und vereisten Hügeln wichen und die Straße zu einem schmalen Pfad wurde, der schließlich gänzlich verschwand.

Ich ging weiter, bis ich den Hain erreichte.

Niemand mochte den Hain besonders. Später erfuhr ich, dass er das letzte Überbleibsel des Queen's Wood war, jenes großen grünen Schleiers, der sich einst bis zum Meer erstreckt hatte. Doch die meisten Bäume waren vor einem Jahrhundert zu Schiffen verarbeitet worden, als wir das letzte Mal gegen die Hinterlander in den Krieg gezogen waren, und jetzt waren nur noch einige wenige geisterhafte Hektar Wald übrig.

Mir kam er größer vor. Unter den Bäumen ging kein Lüftchen, und die Äste schienen all die gewöhnlichen Geräusche von Queenswald – die Kohlezüge und Karren, die Lämmer und Schulkinder und den bitterkalten, nassen Wind, der den ganzen Winter über wehte – einzufangen und abzuhalten, sodass man beim Betreten des Waldes das Gefühl bekam, unter die Wasseroberfläche eines Sees zu gleiten.

Hin und wieder verkündete jemand, es sei höchste Zeit, das Land zu roden, und dann wurden die jungen Männer mit Äxten und Sägen hinausgeschickt. Sie schafften es immer nur bis zu den schmalen jungen Trieben am Waldrand. Wenn sie weiter hineingingen, begannen sie darüber zu klagen, dass ihre frisch geschärfen Klingen stumpf würden und ihre harten Axtstiele aus Eschenholz schwammig vor Fäulnis. Niedergeschlagen kehrten sie nach Hause zurück, und ein oder zwei Jahre lang verlor niemand mehr ein Wort über den Wald.

Dafür war ich dankbar. Überall sonst, wo ich hinging, plagte mich das unangenehme Gefühl, dass ich nur im Weg stand oder auf mir herumgetrampelt wurde, dass ich unerwünscht war, fehl am Platz, mädchenhaft – hier jedoch nicht. Hier war ich weder der Sohn meines Vaters noch ein Fremdling, sondern einfach nur ich selbst.

Die einzige andere Person, der ich jemals im Wald begegnet war, war ein Mädchen, ein wenig älter als ich, ein stolzes, wildes Geschöpf, das eines Tages vor mir gestanden hatte, nachdem ich

hingefallen war und mir beide Knie blutig geschlagen hatte. Sie war mir in allen Dingen überlegen, die etwas zählten – Klettern, Laufen, Spucken, Steinwerfen, Kämpfen mit Stöcken –, aber das machte mir nichts aus. Sie gewann gern, und ich sah ihr gern zu, und danach lag ich gern neben ihr zwischen den winzigen weißen Blüten, die im Sommer den Boden des Hains überzogen.

Im letzten Winter war sie nicht mehr aufgetaucht. Ich fragte überall nach ihr, aber niemand schien zu wissen, wo sie hingegangen war, und noch nie hatte jemand von einem Mädchen namens ■■■ gehört, und schließlich war ich mit einer neuen, erwachsenen Traurigkeit zu dem Schluss gelangt, dass ich sie mir nur eingebildet hatte.

Ich ging jetzt mitten in den Wald hinein. Dort hatte sie immer auf mich gewartet, unter einer alten Eibe, die so riesig und so unförmig war, dass sie kaum mehr wie ein Baum aussah, sondern eher wie ein geheimnisvolles Organ der Erde selbst, das freigelegt worden war. In den Maserungen des Baumstammes hatten wir gerne Motive gesucht: einen Drachen, eine Krone, das gequälte Gesicht einer Frau. Im Frühling floss das Harz wie Tränen aus ihren Augen.

Unter der Eibe war es sogar noch stiller als sonst. So still, dass ich mit dem Gedanken spielte, vielleicht doch nicht wegzulaufen. Vielleicht würde ich mich einfach nur zwischen den Wurzeln verstecken, inmitten von abgestorbenen Nadeln und Würmern, und mich in Luft auflösen.

Allzu lange würden sie nicht nach mir suchen. Mein Vater würde es zwar wollen, aber er würde sich nicht so weit in den Hain hineinwagen, da er nun mal ein verdammter Feigling war, und in ein paar Monaten würden mich die kleinen weißen Blüten völlig bedecken, und der Name Owen Mallory wäre von der Welt getilgt, als hätte es ihn nie gegeben.

Das klang alles ziemlich großartig und tragisch, also machte ich

es mir zwischen den Wurzeln bequem und wartete darauf, mich in Luft aufzulösen.

Wie ich feststellte, war das eine Angelegenheit, die hungrig machte. Als die Sonne vollständig aufgegangen war, hatte ich den Beschluss gefasst, dass ich das, was mir die Wirtin zugesteckt hatte, vielleicht noch essen sollte, als letzte Mahlzeit. Ich öffnete den Korb.

Da erblickte ich das Buch zum ersten Mal.

Nicht das Buch, natürlich, sondern ein Buch, mit dünnen, brüchigen Seiten, in einem Leineneinband, von Motten angefressen. Die Illustrationen waren so schlecht gedruckt, dass die Farben nicht ganz mit den Umrissen der Darstellungen übereinstimmten, sodass jede Figur von ihrem eigenen Geist heimgesucht zu werden schien. Nie zuvor hatte in einem Korb der Wirtin ein Buch gelegen.

Der Titel war in einer kunstvollen, verschnörkelten Schrift geschrieben, die wohl mittelalterlich wirken sollte: Die Legende von Una Everlasting. Und darunter, in kleinerer Serifenschrift: Eine Nacherzählung der klassischen Tragödie für Kinder! Und noch kleiner: Im Innenteil finden Sie eine vollständige Liste der Titel aus der Serie »Little Soldiers National Heritage«.

Ich saß nun also dort unter der Eibe und las deine Geschichte zum ersten Mal.

Erst als ich viel älter war, ging mir auf, dass es sich um keine besonders gute Version handelte. Der Autor hatte das Werk mit allen möglichen altertümlichen Wendungen gespickt und dabei die Syntax sträflich vernachlässigt, und der Illustrator ließ eine ungesunde Faszination für Enthauptungen erkennen. All die wirren losen Enden des Everlasting-Zyklus – das Ergebnis jahrhundertelanger Wiederholungen und Variationen – waren zugunsten einer Sittengeschichte mit der ganzen Subtilität und Nuanciertheit eines Kinderreims zurechtgestutzt worden.

Doch die Geschichte selbst strahlte wie Sonnenlicht durch die Prosa: ein namenloses Kind, das zur Ritterin aufstieg; eine Ritterin, die der Fahne folgte und zur Kriegerin ernannt wurde; eine Kriegerin, die den letzten Drachen erschlug, den verlorenen Gral fand und zur Legende wurde. Es war eine Geschichte von Rittertugenden und Mut, in der Gut und Böse sauber voneinander zu unterscheiden waren und wo stets das eine das andere besiegte.

Und als ich die letzte Seite umblätterte, war dort ein Bild von dir: Sir Una Everlasting.

Sie hatten dich in voller Rüstung aufgebahrt, nur der Helm fehlte. Deine gepanzerten Fäuste waren noch immer um das Heft des Schwertes geballt, als würdest du selbst im Tod noch Wache halten. Dein Haar war von einem verblüffenden, lodernden Gelb und ergoss sich wie geschmolzene Butter über den Rand der Bahre, und dein Gesicht war so reinweiß wie das Papier der Seite darunter. Um deinen ganzen Körper herum waren Blüten arrangiert worden: winzige, farblose Rosen, dachte ich, auch wenn der Künstler keine sonderlichen botanischen Fachkenntnisse erkennen ließ.

Für mich warst du das Traurigste und Schönste, was ich je gesehen hatte, hast ausgesehen wie ein verblichener Engel. Ich schaute eine ganze Weile auf die glänzende Schwertkante entlang deines Brustbeins und auf die erhabene Form deines Mundes.

Ich sah dich so lange und so intensiv an, dass ich spürte, wie sich etwas in mir unwiderruflich veränderte. Es war wie Sterben oder Geborenwerden oder einen sehr heftigen Schlag auf den Kopf zu bekommen. Es war, wie sich zu verlieben. (Auch das war etwas, was mir erst bewusst werden sollte, als ich viel älter war.)

Je länger ich hinschaute, desto beschämter fühlte ich mich.

Sir Una Everlasting – du – war niemals vor etwas davongelaufen. Du warst nicht von der Welt verschwunden, sondern hattest deinen Namen in ihre Oberfläche eingebrannt, so tief in den

Stein der Geschichte gemeißelt, dass er auch tausend Jahre später noch lesbar war. Du warst gestorben, das schon, aber nur, weil du etwas gefunden hattest, wofür es sich zu sterben lohnte. Du warst arm geboren worden, aber niemand hatte dich jemals als armes Ding bezeichnet.

Wenn ich das Buch herumdrehte, konnte ich die Buchstaben lesen, die auf der Schwertklinge eingraviert waren:

**ERXA DOMINUS.
FÜR DOMINION.**

Hätte mein Vater als Junge die Geschichten über dich gelesen, dann wäre er als Erwachsener vielleicht nicht zu einem Verräter und Überläufer geworden. Vielleicht hätte er ehrenhaft gedient und wäre mit einer Rente nach Hause zurückgekehrt statt nur mit einem kaputten Bein und einem mutterlosen Kind.

Und vielleicht war es – trotz meiner Vorbehalte gegenüber Schießereien und Blutvergießen – für mich noch nicht zu spät.

In diesem Moment befahl mich ein ziemlich verwirrender Tagtraum. Darin kehrte ich triumphierend nach Queenswald zurück – umjubelt, verehrt, bewundert. Die rotwangigen Jungen klopfen mir auf den Rücken, mein Vater wurde wieder nüchtern, und du warst irgendwie auch da, umgeben von gedämpftem, heiligem Licht. Du hast meine Hand genommen und mich hinuntergeführt, damit ich mich neben dich auf deine Totenbahre legen konnte.

Mit vor Kälte tauben Fingern packte ich wieder alles in den Korb und ging schnurstracks nach Hause.

Mein Vater sah nicht einmal auf, als die Tür hinter mir ins Schloss fiel. Er verhielt sich vielmehr so, als wäre gar keine Zeit vergangen. Als hätte die ganze Welt den Atem angehalten in der Zeit, in der ich unter der Eibe im Herzen des Hains gegessen hatte,

der nun alles war, was von den tiefen, wilden Wäldern übrig geblieben war.

Ich zögerte, weil ich wollte, dass er mich fragte, wo ich gewesen und warum ich zurückgekommen sei. Hätte er das getan, dann hätte ich leicht theatralisch geantwortet: Für Dominion.

Aber gemeint hätte ich: Für dich.



Als du mich das zweite Mal gerettet hast, war ich dreiundzwanzig, und wir waren im Begriff, den Krieg zu verlieren.

Die Sonntagszeitungen druckten jede Woche neue Landkarten mit krakeligen roten Linien, die Aufschluss darüber gaben, wie weit sich unsere Truppen zurückgezogen hatten und wie viel Territorium von den Hinterlandern gehalten wurde. Früher wurden die Gefallenen namentlich im Radio genannt, aber damit hatte man aufgehört, nachdem eine Gruppe von Dissidenten in das Schlafzimmer von Kanzler Gladwell eingedrungen war und die Namen der Toten mit blutroter Farbe an die Wände geschrieben hatte (ich hatte mir eingeredet, dass die roten Farbspritzer an den Ärmelaufschlägen meines Vaters reiner Zufall waren).

Inzwischen war die abendliche Sendung im Radio der Kriegsministerin vorbehalten. Abend für Abend wandte sie sich an die Nation, bat die Bürger, den Gürtel enger zu schnallen, und alle, die dazu in der Lage waren, zu den Waffen zu greifen. Sie erinnerte uns an vergangene Siege, bei denen unsere Chancen noch schlechter gestanden hätten: Waren wir denn nicht die Söhne und Töchter von Königin Yvonne der Ersten, die Dominion vereint und das Licht des Erlösers bis in das letzte Tal gebracht hatte? Hatten wir uns denn nicht jahrhundertlang dem Hinterland entgegengestemmt, angeschlagen, aber niemals besiegt? Gewiss würde uns doch nicht jetzt, dem Frieden so nah, der Mut verlassen?

Als der Kanzler eine Frau zur Kriegsministerin ernannt hatte, war es zu Gemurre, Frotzeleien und einer ganzen Serie extrem gehässiger Karikaturen gekommen, aber ihre Reden waren sehr gut und hinterließen bei mir Schuldgefühle und innere Unruhe.

Als ich jetzt zum Campus ging, erntete ich schneidende, misstrauische Blicke. Blondschöpfe steckten die Köpfe zusammen und tuschelten miteinander. Womöglich fragten sich die Leute, woher ich meine dunklen Augen und Haare hatte und warum ich nicht mit den anderen feindlichen Fremdlingen und ausländischen Verdächtigen inhaftiert worden war. Vielleicht fragten sie sich auch nur, warum ein gesunder junger Mann mit Bibliotheksbüchern unter dem Arm die Straße entlangging, während ihre eigenen Söhne im Hinterland verbluteten, töteten oder verrotteten.

Ich wollte auf meine Brille deuten, deren Gläser so dick waren, dass sie eigens hatten bestellt werden müssen; ich wollte ihnen erklären, dass ich aus Queenswald stammte und mich nicht als Fremdstämmiger registrieren lassen musste; ich wollte ihnen meine Transkription unter die Nase halten, die mir ein Stipendium am Cantford College und die Befreiung vom Wehrdienst eingebracht hatte; ich wollte mich mit einer leidenschaftslosen Aufrichtigkeit, die ich seit meinem zehnten Lebensjahr nicht mehr empfunden hatte, einfach in Luft auflösen.

Gekrümmt vor Selbsthass, bog ich in eine Gasse ein – und da warst du wieder.

Für einen kurzen, heftigen Moment hatte ich das Gefühl, dass sich alles um mich herum veränderte – die Straßenzüge wurden zu einer Moosfläche, das kalte graue Licht verwandelte sich in weiches Grün. Ich sog den frischen Duft von Winterluft ein, und aus irgendeinem Grund brach es mir das Herz.

Dann blinzelte ich und stellte fest, dass ich auf ein Plakat starrte, das auf einer Mauer in der Gasse klebte.

Die Plakatversion von dir ähnelte derjenigen in *Die Legende*

von Una Everlasting. Du hast auch hier die Rüstung getragen, und dein Haar hatte auch hier diese unglaubliche, lodernnd gelbe Farbe. Aber auf diesem Plakat warst du lebendig, mitten im Kampfgetümmel, sahst aus wie ein Engel, der in den Krieg gezogen war. Valiance – das Schwert, das du aus der Eibe gezogen hattest, die Klinge, auf der Dominion beruhte – lag waagrecht in deinen Händen, die Spitze direkt auf meine Brust gerichtet. Im Schatten hinter dir lauerten Heerscharen von Hinterlandern. Ihre Gesichter, boshaft grinsend, tierisch, mit Augen, die so dunkel waren, dass sie gar keine Iris zu haben schienen, ähnelten weder meinem noch überhaupt einem menschlichen Gesicht, das ich jemals gesehen hatte.

Deines auch nicht, ehrlich gesagt: Deine Gesichtszüge waren vollkommen symmetrisch, auf deinen Wangen lagen jungmädchenhafte rosa Kreise. Dein Umhang wallte dominionrot hinter dir, und über deinem Kopf war ein feiner Heiligenschein zu erkennen.

Nur deine Augen wirkten echt. Der Ausdruck darin war wirklich treffend, fand ich: ernst und stolz, leicht verächtlich, als würdest du zwar um Hilfe bitten, aber eigentlich damit rechnen, alles eigenhändig erledigen zu müssen. Nur deine Augenfarbe, ein blumiges, verspieltes Blau, war falsch.

Die Bildunterschrift lautete: DOMINION BRAUCHT DICH!

Ich schaute eine ganze Weile auf das Plakat. Auf dich, die du all das verkörpert hast, was ich nicht war, und all das, was ich begehrte.

Schließlich drehte ich mich um und ging schnurstracks zum Rekrutierungsbüro. Ich schummelte bei der Augenuntersuchung, log dreist über mein Trainingsprogramm, unterschrieb mehrere Formulare, schüttelte zwei Hände, und schon war ich einfacher Soldat.

Drei Wochen später war ich an der Front. Meine Bibliotheks-

bücher hatte ich per Post zurückschicken müssen, zu einem Preis, über den ich lieber nicht länger nachdenken wollte.



Als du mich das dritte Mal gerettet hast, war ich sechszwanzig, und wir waren im Begriff, den Krieg zu gewinnen.

An der Front selbst war es schwieriger, zwischen Sieg und Niederlage zu unterscheiden. Ich hatte festgestellt, dass beides mit sehr vielen Märschen und sehr viel Leiden verbunden war, mit sich endlos hinziehenden Tagen, an denen man widerliche Dosenbohnen aß, und sich endlos hinziehenden Nächten, in denen man zu Gott betete, dass man noch eine weitere Dose widerliche Bohnen zu essen bekäme, und sich wünschte, man hätte sich anständig von seinem Vater verabschiedet.

Bevor ich eingezogen wurde, hatte ich nicht einmal mehr mit ihm gesprochen. In einem knappen, leicht boshaften Brief hatte ich ihm erklärt, mein Land rief mich in der Stunde seiner Not, und ich hätte, im Gegensatz zu gewissen anderen, keine Angst davor, meine Pflicht zu erfüllen (hatte ich wohl). Als Antwort hatte ich ein Telegramm bekommen, dessen Text entschlüsselt lautete:

WÜRDE DICH LIEBER PERSÖNLICH ENTERBEN
ALSO STIRB NICHT IN LIEBE DAD.

Ich war nicht gestorben.

Klar, als wir das erste Mal feindliche Linien stürmten, hatte ich mich vor lauter Angst übergeben müssen, und als es vorbei war, hatte ich geweint, hilflos und heftig, wie ein Kind ...

Aber ich war nicht gestorben.

Nachdem das Weinen zu unkontrolliertem Schluckauf abgeklungen war, hatte Colonel Drayton mich beiseitegenommen. »Es

ist wie Schwimmen«, hatte er mit dem Stolz von jemandem erklärt, der einen selbst erfundenen Spruch zum Besten gibt. »Beim ersten Mal ertrinkt man. Aber beim nächsten Mal wird es leichter.«

Beim nächsten Mal war es nicht leichter gewesen.

Tatsächlich war es sogar unendlich viel schwerer gewesen, weil ich nun wusste, wie sich eine Kugel anhört, wenn sie Knochen zerschmettert, wie sich Gedärme unter einem Stiefel anfühlen, und wie sehnlichst und feige ich nicht sterben wollte, egal, wie edel der Beweggrund gewesen sein mochte.

Bei diesem Mal hatte ich schon angefangen zu weinen, bevor auch nur der Befehl zum Angriff erteilt wurde, und ich überlebte nur, weil ich mich – zur Verblüffung meiner befehlshabenden Offiziere, meiner eigenen und aller, die mir jemals begegnet waren – als treffsicherster Schütze im Zweiten Bataillon erwies.

Eine rationale Erklärung dafür gab es nicht. Meine Sehkraft war miserabel, meine Reflexe waren noch schlechter – in der Schule war ich nur dann für Mannschaften ausgewählt worden, wenn alle anderen Optionen ausgeschöpft waren, einschließlich jüngerer Geschwister und Mädchen.

Und doch: Das Gewehr schmiegte sich so sanft an meine Schulter, und der Revolver lag so zart in meiner Hand. Der Bewegungsablauf des Ladens, Abfeuerns und Nachladens, das Spannen des Hahns und der Rückstoß, wenn die Kugel den Lauf verließ, das alles war wie bei einem Klatschspiel, das ich als Kind gelernt hatte. Den Reim hatte ich vergessen, aber meine Muskeln erinnerten sich an den Rhythmus.

Ich musste nicht einmal genau zielen. Ich hob einfach nur den Arm, drückte ab, und schon fielen meine Feinde wie Flaschen bei einem Jahrmarktspiel, und danach erbrach ich mich, bis ich nicht mehr konnte.

Besonders beliebt war ich im Bataillon nicht. Anfangs hatten

die anderen jede Menge gehässige Witze gerissen, was Colonel Drayton dann ziemlich unbeholfen unterband. (Drayton war ein Liberaler, was bedeutete, dass er der Meinung war, Jungen jeder Ethnie und Gesellschaftsschicht sollte es gestattet sein, für ihr Land ins Gras zu beißen.) Dann war es zu einer unangenehmen Begegnung beim Wachdienst gekommen, bei der ich gezwungen gewesen war, einem anderen Soldaten höflich klarzumachen, dass ich nicht an Männern interessiert bin, worauf er mit bestürzender Giftigkeit erwidert hatte: Ich auch nicht! Seitdem hatten mich die anderen demonstrativ ignoriert.

Doch nach dieser zweiten Schlacht betrachteten sie mich mit mürrischer Feindseligkeit, als würden sie mich verdächtigen, ihnen einen ausgeklügelten Streich zu spielen. Als nach der vierten Schlacht klar war, dass weder mein Zittern noch meine Tränen geschauspielert waren, akzeptierten sie mich. Nicht als Kameraden oder auch nur als Mitmenschen, sondern als eine Art peinlicher Glücksbringer, wie eine ungewaschene Socke oder die Pfote eines toten Tiers, die sie wider besseres Wissen mit sich herumschleppten.

Und sie schleppten mich weite Strecken mit sich herum – quer durch das ganze Hinterland. Wir stapften durch hüfthohe Getreidefelder, die wir zertrampelten und verschmutzten, und durchquerten Flüsse, deren Namen wir änderten, um sie leichter aussprechen zu können. Auf den Landkarten in den Zeitungen färbten sich die Landstriche hinter uns siegesrot.

Colonel Draytons Reden wurden immer langatmiger und blumiger. Irgendwann fand er heraus, dass ich Geschichte studiert hatte, und löcherte mich mit Fragen nach eindrucklichen Details.

»Jungs«, begann er immer, worauf mehrere Männer ihren Bleistift zückten, weil Wetten darauf liefen, wie oft er uns als Jungs, meine Jungs, Burschen, Jüngelchen oder Freundchen ansprechen würde.

»Ich erzähle euch jetzt von den dunklen Zeiten vor Königin Yvonne, als Dominion nichts als ein hügeliges Ödland war, regiert von unbedeutenden Königen und zerstrittenen Stämmen. Die Nornen aus dem Sumpfland im Süden, die wilden Hyllmen, die Gall mit ihren heidnischen Tempeln, allesamt bemalt wie leichte Mädchen. Sie alle waren versunken in Dreck und in Dunkelheit, geplagt von Hungersnöten und Seuchen – heimgesucht sogar von Drachen! Ganz recht, Jüngelchen!« (Bleistifte fuhren kratzend über Papier.) »Kreaturen des Teufels, blass wie Geister, riesengroß wie Häuser! Ja, es waren schlimme Zustände allerorten, Burschen.« (Noch mehr Kratzen, hier und da leises Fluchen.) »Bis dann ein junges Mädchen ein Schwert aus einem Baumstamm zog. Bis eine Königin an die Macht gelangte und ihre Kriegerin aussandte, um Frieden und Wohlstand über das Land zu bringen. Und dann gab es nur noch eine Krone, einen Gott und eine Nation. Und diese Nation wurde Dominion genannt.«

An dieser Stelle zeigte er ein Lächeln, das von einer Art schroffen, väterlichem Stolz geprägt war. »Seit tausend Jahren halten wir stand. Trotz Verrat und Götzenkult, trotz Fremdlingen und Radikalen, die uns im Nacken sitzen. Sogar trotz dieser verdammten Hinterlander – die die Heilige Jungfrau selbst erschlagen haben und unsere Lebensweise verachten!« Trübsinnig schüttelte er den Kopf. »Wie oft haben wir schon Krieg gegen sie geführt und uns dann mit fadenscheinigen Abkommen und scheinheiligen Versprechungen von verweichlichten Diplomaten abspeisen lassen? Dieses Mal nicht, Freundchen! Diesmal geht es um Sieg oder Tod! Lasst uns, die wir hier versammelt sind« – ich vermochte nie zu sagen, ob er es nur vortäuschte oder ob er wirklich vor Rührung Tränen unterdrückte –, »lasst uns der Letzte Kreuzzug sein, meine Jungs! Für Krone und Vaterland!« (Für diese letzte Phrase gab es eine separate Strichliste. Der Colonel benutzte sie mindestens einmal am Tag, obwohl seit etwa einem Jahrhundert niemand mehr

eine Krone getragen hatte, da Dominion mittlerweile eine Republik war.)

Ein oder zwei Takte vergingen, während alle ihre Zahlen durchgingen, gefolgt von sporadischem Applaus und beiläufigem Hin- und Herlaufen, bei dem eine große Menge Zigaretten und pornografisches Material die Besitzer wechselte.

Danach hissten wir Fahnen und posierten für Fotos vor welchem Kuhdorf auch immer, das wir für Krone und Vaterland befreit hatten.

Die kurzen Wochenschauen, die vor den Filmen im Kino liefen, hatten in meinem Kopf die Vorstellung entstehen lassen, die neuen Bürger von Dominion würden uns, wenn wir an ihnen vorbeimarschierten, Applaus spenden, vor Dankbarkeit weinen und uns eine Handvoll Mohnblütenblätter zuwerfen. Aber sie beobachteten uns nur stumm, mit Blicken, die hätten töten können.

Ab und zu trat jemand von ihnen an mich heran und sprach mich hastig in einer der zahlreichen Sprachen des Hinterlands an, Shvalic im Osten, Merrish im Süden, oder in der melodischen, fließenden Sprache der Fahrenden Leute, die heute hier und morgen dort lebten und immer zu Pferde unterwegs waren. Aber ich schüttelte dann immer nur den Kopf – in den Schulen von Dominion wurde nur die Muttersprache unterrichtet –, worauf er oder sie zurückwich, wie vor einem Stock, der sich als Schlange entpuppt hatte.

Ich fragte mich, ob ich ihnen wirklich so ähnlich sah. Ob meine Mutter, von der mein Vater nie gesprochen hatte, eine von ihnen gewesen war, ein namenloses Mädchen aus dem Hinterland, das er während des letzten Feldzugs kennengelernt hatte. Ob sie vielleicht sogar hier und jetzt in der Menge stand und mich durch die Lücken zwischen den Gewehrläufen beobachtete.

Danach vermied ich den Blickkontakt mit den Leuten aus der Gegend.